

Anton Schmid, Jahrgang 1934

Kindheit

Aus dem Vorschulalter bleibt mir ein trauriges Ereignis in Erinnerung: Der frühe Tod meiner Mutter. Ich war knapp fünfjährig, das vergesse ich nie. Mein Vater stand damals allein da mit vier Buben und einem Mädchen. Wie sollte das weitergehen?

Meine Nichte, Gertrud Rieder, 17jährig, kam in die Familie und besorgte den Haushalt, bis dann meine Schwester Hedwig der Schule entlassen wurde. Ab diesem Zeitpunkt war sie für den Haushalt verantwortlich.

Zur Getrud hatten wir alle eine sehr gute Beziehung. Sie war unsere zweite Mutter.

Mein Vater war im Dorf bekannt als Bergführer. Wir waren im Dorf bekannt als „ds Bäärgfüerersch Buoba“ bzw. „ds Bäärgfüerersch Hedwig“. Bergführer war damals nur eine Nebenbeschäftigung. Im Sommer machte er immer ein paar Touren im Valsertal. Daneben hatte er allerlei gemacht: Er führte eine kleine Landwirtschaft, war als Bauarbeiter tätig. Eine Zeitlang betrieb er, zusammen mit Hyronymus Berni, eine Sägerei, übernahm Holzschläge im Akkord. Das ganze Dorf kannte ihn auch als Samariter. Passierte ein Unfall, rief man den Bergführer. Er leistete dann erste Hilfe und entschied selbständig, ob der/die Verunfallte nach Ilanz zum Arzt musste oder nicht.

Auf Touren nahm er uns Kinder nie mit. Grund war klar: Im Sommer, wenn er seine Touren machte, waren wir nicht zuhause. Ausserhalb der Schulzeit – wir hatten damals Halbjahresschule – waren wir immer bei andern Leuten als „Knechtlein“ tätig.

Im Frühling und Herbst war ich immer beim „Ena“ und „Aani“ (Grossvater und Grossmutter) in Zerfreila. Im Som-

mer war ich Hirt auf der Alp Guraltsch. Mir hat es sehr gut gefallen. Ich hatte die Möglichkeit, eine kleine „Alpkarriere“ zu machen: Als Jüngster stieg ich als Geisshirt ein, wurde dann zwei Jahre später Galtviehhirt und als Kuhhirt habe ich die „Karriere“ abgeschlossen. Der Schritt zum Senn lag nicht mehr drin, da meine obligatorische Schulzeit zu Ende gegangen war. Insgesamt war es eine schöne Zeit, obwohl es streng war. Am strengsten hatte es der Geisshirt:

Morgens um fünf Uhr wurde ich geweckt, stand dann auf und musste die Kühe von der Nachtweide in den Stall zum Melken holen. Als Geisshirt molk ich dann die Ziegen, welche über Nacht im Stall geblieben waren, trieb sie anschliessend auf die Weide und überliess sie bis am Nachmittag dem Schicksal. Zurück im Stafel, musste ich den Ziegenstall ausmisten. In der Sennerei warteten auch Arbeiten auf mich: Abwaschen, abwaschen ...

Am Nachmittag ging es weiter in diesem Takt. Als Geisshirt sammelte ich meine Ziegen und trieb sie normalerweise bis 16.30 Uhr in den Stall. Dort setzte wieder das Ziegenmelken ein. Als Geisshirt hatte ich während des Tages kaum Zeit, um mich etwas auszuruhen und vom Schlafmanko zu erholen. Das übrige Alppersonal konnte sich wenigstens am Nachmittag für ein bis zwei Stunden schlafen legen.

Ich erinnere mich noch gut an eine Episode: Es war ein schöner Sommertag. Ich begab mich zu den Ziegen, um sie zu sammeln und heimzutreiben. Auf dem Weg dorthin, setzte ich mich kurz in eine „Treue“ (Viehpfad auf Alpen/ Almen). Vor lauter Müdigkeit und Sonnenwärme schlief ich sofort ein. Meine Ziegen durften ruhig weiter grasen oder tun, was sie wollten. Die Mannschaft im Stafel wurde unruhig und machte sich Sorgen, als ich zur vereinbarten Zeit mit der Ziegenherde nicht eintraf. Sie hatten mich dann gesucht und schlafend in der „Treua“ gefunden.

Trotz der manchmal sehr strengen Arbeit auf der Alp überwiegen bei mir immer noch die positiven, schönen Erlebnisse.

Als pensionierter Posthalter habe ich es nochmals gewagt, im Frühling die Hirtenschaft der Dorfziegen zu übernehmen und im Sommer als Galtviehhirte die Mutterkühe im Guraletsch zu hüten. Ich erkläre mir diesen „nostalgischen Zug“ so: Wenn man ein Leben lang bei der Post arbeitete, verspürt man den Drang, etwas ganz anderes, in der Natur zu machen. Vielleicht ist es einfach eine Rückkehr zur einstigen Bubenarbeit im Sommer.

Schulzeit

Angefangen habe ich bei Lehrer Siegfried Peng. Wir waren seine erste Klasse in Vals. Jetzt ist er mit 99 Jahren der älteste Valser. Bis vor wenigen Jahren kam er immer an unsere Klassentreffen. In der 3./4. Klasse war ich bei Lehrer Philipp Peng und in der 5./6. Klasse bei Heinrich Tönz. In der Sekundarschule hatten wir Lehrer Thomas Mirer. Während der Schulzeit hatten wir nie Langeweile. Zur Hauptsache hielten wir uns draussen auf, hatten Fuss- und Völkerball gespielt, immer auf der gleichen Wiese im „Bidem“ (Name für die Wiese, nahe dem Dorfplatz, heute Parkplatz), bis der Bauer sein Grundstück mit Mist belegte, so, dass wir nicht mehr spielen konnten und ein anderes Grundstück aufsuchen mussten.

Lehr- und Wanderjahre

In unserer Familie konnte der älteste Bruder eine Lehre machen, eine KV-Lehre. Für die jüngeren reichte das Geld nicht. Eine gute Möglichkeit war damals, die Postlehre, die Lehre als Briefträger zu machen. Ich habe mir ausgedacht, dass ich so meinem Vater

vom ersten Tag an finanziell nicht zur Last falle, ihm sogar helfen kann. Zuerst, nach Abschluss der Sekundarschule, suchte ich eine Stelle im Welschland, um noch besser Französisch zu lernen. Ich verbrachte ein Jahr in Vallorbe als Ausläufer in einer Bäckerei.

Warum gerade Vallorbe?

Zu dieser Zeit machten verschiedene Mitschüler/innen, welche die Sekundarschule besucht hatten, einen Welschlandaufenthalt. Es war Mode, das Französisch aufzubessern. Vom Hörensagen suchten sich Mädchen und Knaben einen Job im Welschland, vor allem solche, die später im Hotel-fach Arbeit suchten.

Ich war ein ganzes Jahr in Vallorbe, ohne ein einziges Mal nach Hause zu fahren. Mir hat das geholfen. Dank dieses Aufenthaltes im Welschland hatte ich nachher bei der Post grössere Chancen aufzusteigen.

Nachher habe ich mich bei der Post gemeldet. In Chur war ich mit meiner Anmeldung zu spät. Man vermittelte mich weiter nach Zürich. Dort hat es geklappt: drei Jahre Lehre als Briefträger. Die Arbeit in der Stadt Zürich hat mir gut gefallen, aber das Wohnen und Leben nicht. Mich zog es wieder nach Graubünden zurück. In St. Moritz trat ich meine erste Stelle nach der Lehre an.

Von Zürich nach St. Moritz – Ist das nicht einfach ein Wechsel von einer Stadt in die andere?

Nein, nein, St. Moritz hatte damals noch nicht den städtischen Charakter eines Weltkurortes. Es hatte etwa 3000 Einwohner; St. Moritz hatte noch Dorfcharakter. Nach 15 Jahren Arbeit auf der Post von St. Moritz kannte ich praktisch alle Einwohner/innen beim Namen. Heute noch, wenn ich bei meiner Tochter auf Besuch bin, sprechen mich

ältere Leute mit meinem Namen an, obwohl ich bereits 1969 weggezogen bin.

Kultur, Brauchtum

Nach der obligatorischen Schulzeit ging ich direkt in die Lehre und war ungefähr 20 Jahre nicht in der Heimatgemeinde wohnhaft. Deshalb hatte ich das Vereinsleben in Vals nicht kennen gelernt. In meiner Abwesenheit gingen Vereinsleben und Brauchtum an mir vorbei.

Viele schöne Erinnerungen habe ich an Zerfreila. Es war meine zweite Heimat. Im schulfreien Halbjahr verbrachte ich die Zeit fast ausschliesslich in Zerfreila. Dort bin ich heute noch wie zuhause. Deshalb bin ich heute noch Alpvoigt in zwei Alpen: Alp Canal und Alp Guraletsch. Zerfreila war ein so schönes Maiensäss und nachher kam der See. Klar ist er für die Gemeinde schon recht, ohne Kraftwerk hätte Vals nicht diese Entwicklung machen können. Von meinen Emotionen ausgehend, gefällt mir der See heute noch nicht. Wenn ich über den See schaue kommen die Bilder hoch mit dem alten schönen Zerfreila Dörfchen. In unserem Haus, rechts von der Brücke, wohnten drei Parteien unter einem Dach. Jede Partie hatte ein eigenes Schlafzimmer, die Stube die Küche wurden gemeinsam genutzt, wobei in der Küche immer drei Kochherde standen. Bei der Konzessionserteilung 1948 war ich erst 14jährig und konnte nicht mitbestimmen. Mein Vater, ja, er war in diesen Belangen fortschrittlich; er war kein „verbohrt“ Bauer. Er war ein Befürworter des Kraftwerkbaues. Kam dazu, dass keiner von uns Buben Bauer werden wollte. Wir hatten zu wenig Grund und Boden. Zwar bin ich heute noch stolzer Besitzer eines Grundstückes. Vor Jahren wollte es die Gemeinde kaufen als Bauplatz für neue Grossviehställe. In dieser Situation fragte ich

meine Kinder. Die Antwort war klar: Das Land, das wir noch haben, verkaufen wir nicht.

Wirtschaft und Tourismus

Als ich noch in St. Moritz tätig war, schaute ich mit einem Auge immer nach Vals und verfolgte die Entwicklung. So gesehen hat Vals eine gute Entwicklung gemacht. Kaum ein anderes Bergdorf hatte einen solchen Aufschwung erlebt.

Der Kraftwerkbau war eine Goldgrube für die Gemeinde und legte die Basis für weitere Schritte. Deshalb konnte sich Vals tatsächlich auch weiterentwickeln. Das Hotel Therme stand zwar schon lange da, aber über Jahre brach. Auch das Valswasser entpuppte sich rasch als ein sehr gutes Geschäft.

In diesen Jahren war auch der Zusammenhang im Dorf noch gut. Die grosse Mehrheit schätzte die Entwicklung und trug sie mit.

Wir brauchten jahrelang keine Polizei im Dorf. Wir lebten im Frieden und brauchten nichts dergleichen. Ein paar Jahre hatten wir einen Polizisten, der die Polizeistunde in den Restaurants und das Nachtfahrverbot kontrollieren musste. Das war nur ein Zwischenspiel.

Worauf führst du den guten Zusammenhalt zurück?

Ja, ein Grund ist vielleicht die Abgeschlossenheit von Vals. Wir waren immer auf uns selber angewiesen. Wir mussten immer selber fertig werden mit unseren Problemen. Die Gemeinde hielt zusammen und suchte gemeinsam nach Lösungen.

Vielleicht haben auch Natur- und andere Katastrophen dazu beigetragen, dass die Leute zusammenrücken mussten.

Vermisst du nicht das Oberengadin als Skifahrer und Langläufer?

Skifahren habe ich eigentlich im Oberengadin gelernt, war sogar ein paar Jahre in einer Renngruppe. Natürlich kann man die Skigebiete von St. Moritz und Vals nicht vergleichen. Bei meinen Enkelinnen, die in St. Moritz aufwachsen, mache ich eine interessante Feststellung: In den Sportwochen kommen sie liebend gern nach Vals und genießen das Skigebiet am Dachberg. So schön Skifahren wie da, könne man in St. Moritz nicht. Unser Problem in Vals ist, dass wir keine Tagestouristen haben. Deshalb wird die Bahn zu wenig ausgelastet.

Wie wollen wir das verbessern?

Gute Frage. Fallen lassen dürfen wir die Bahn auf keinen Fall. Die ständige Diskussion um den "Turm" wirkt sich auch negativ auf das Sportgebiet aus. Gäste im Hochpreissegment brauchen das Skifahren nicht, wollen wahrscheinlich lieber das Bad genießen oder ... Für die Bahn ist die geplante Entwicklung mit dem „Turm“ ein grosser Nachteil.

In St. Moritz hatte ich ja das Leben mit der „Noblesse“ aus der ganzen Welt erlebt und keine grossen Probleme gehabt. Für Vals sehe ich solche Gäste überhaupt nicht. Für die „Noblesse“ braucht es mehr, als Vals bieten kann. Wir sind halt doch in einem „Loch“, zuhinterst und abgeschlossen. Landschaftlich mögen wir in Vals nicht an St. Moritz heran.

Naturgefahren

Lawinenwinter 1951: Ich war zu dieser Zeit in Vallorbe. Am Radio hat es geheissen, in Vals sei eine grosse Lawine niedergegangen. Die Meistersleute fragten mich sofort, wo ich denn in Vals wohne, wo mein Elternhaus stehe. Sie haben dann herumtelefoniert, bis

nach Ilanz, um herauszufinden, ob unsere Familie auch Schaden erlitten habe. Die Polizei gab Auskunft, die Lawine sei auf der linken Talseite in einer Breite von 500 m niedergegangen. Dann habe ich erklärt, dass unser Haus genau dort stehe und vermutlich auch mitgerissen wurde. Die Meistersleute boten mir dann an, falls etwas passiert sei in Vals, könne ich bei ihnen die Lehre machen und nachher das Geschäft übernehmen. Ihre einzige Tochter hätte gar kein Interesse an der Bäckerei. Ich denke manchmal, wäre das Schlimmste eingetreten, würde ich vermutlich heute noch in Vallorbe leben. Die Meistersleute wollten mich gerade behalten.

1975 erlebte ich in Vals die zweite grosse Lawinenkatastrophe. Ich zog mit meiner Familie zweimal um, bis wir dann bei Verwandten an einem sicheren Ort gelandet waren. Dieses Ereignis schweisste die Dorfgemeinschaft zusammen. Ich musste auch mein Postbüro räumen und es vorübergehend im Gemeindehaus einrichten. Leute haben mir spontan geholfen, die Post vom Helikopterplatz ins provisorische Büro zu transportieren. Das gibt im Dorf einen Zusammenhalt.

Welche Funktion hatte der Bergführer?

Mein Vater war Anlaufstelle für alle Unfälle, er war der erste „Doktor“. Nach einem ersten Augenschein hat er dann entschieden, ob der Transport nach Ilanz zum Arzt notwendig sei. Bei Katastrophen hatte er eine führende Rolle in Sachen Sicherheit und Evakuation. Er hat sich auch sonst immer wieder als „Retter“ anboten. Wenn z. B. eine Ziege „ds Stelli“ (Ort, wo das Tier von allein nicht mehr wegkommt.) gegangen war, rief man immer den Bergführer. Vor allem Bauern kamen immer zu ihm. Als Bergführer hatte mein Vater Bergseile. Er wusste auch, wie man einen Retter sichert und zum Tier begleitet. Meine Cousine Gertrud reklamierte in diesen Situationen immer laut: „Was

mache ich allein mit 5 Kindern, wenn ihm etwas passiert“?

Von St. Moritz nach Vals

Mit Vals war ich ja immer sehr stark verbunden, aber ich habe mich auch in St. Moritz sehr wohl gefühlt. Ich konnte dort auch meine Postkarriere machen. Anfangs war ich Briefträger, mit dem Velo. Später fuhr ich mit dem Auto mit Paketen bis nach Maloja.

Dann kam der Vorschlag, mich zum Postbeamten ausbilden zu lassen. Diese Möglichkeit war neu, vom uniformierten Pöstler zum Bürofachmann umzusteigen. Zu Zweit haben wir uns angemeldet und uns auf die Prüfung vorbereitet. In Chur traten insgesamt sechs Kandidaten zur Prüfung an. Wer die schriftliche Prüfung bestand, konnte nachmittags zur mündlichen antreten. Ich wurde am Nachmittag vor ein Büro beordert und stand ganz allein da. Ich zweifelte, ob ich am richtigen Ort war. Plötzlich ging die Türe auf und ein Experte bat mich ins Büro und sagte: „Herr Schmid, Sie sind allein, alle andern haben die schriftliche Prüfung nicht bestanden“. Ich konnte damals unter anderem meine Französischkenntnisse aus Vallorbe unter Beweis stellen. Nach der mündlichen Prüfung verordneten mir die Experten eine zweijährige „Zusatz-Lehre“. Im ersten Lehrjahr war ich in Samedan, im zweiten in Pontresina. Meine Familie konnte weiterhin in St. Moritz wohnen, ich pendelte jeden Tag. Nach zwei Jahren wurde ich diplomiert mit einem guten Abschluss, der vor allem auf den guten Lehrmeister Guidon zurückzuführen war. Mit ihm verstand ich mich bestens. Übrigens: Bei seinem Bruder Jacques (Künstler) hatte ich noch Französischstunden.

Anschliessend bekam ich in St. Moritz eine interessante Stelle im Reisedienst. Beinahe gleichzeitig starb der Posthalter von Vals. Verschiedene Personen haben mich angehalten, mich als

Posthalter in der eigenen Gemeinde Vals zu bewerben. Ich brauchte Bedenkzeit. Dann ergab sich in Vals eine Lösung für fünf Jahre. Die Witwe des Posthalters war bereit – zusammen mit ihrer Tochter – die Posthalterstelle für fünf Jahre weiterzuführen. Nach weiteren fünf Jahren in St. Moritz trat ich 1969 die Stelle als Posthalter in Vals an und habe es nie bereut. Auch meine Frau sehnte sich nie nach St. Moritz zurück, wo sie doch aufgewachsen war.

Sprache

Meine Frau ist zwar Bürgerin von Breil/Brigels, einer Romanisch sprachigen Gemeinde. In ihrer Herkunftsfamilie wurde nie Romanisch gesprochen. In St. Moritz wurde die Schule deutschsprachig geführt und zuhause sprachen sie auch nur Deutsch, nie Romanisch, weil ihre Mutter Südtirolerin war.

Gemeinschaft

Vieles ist in Vals verloren gegangen, das Gemeinschaftliche vor allem.

Wie kann man wieder zu einer Gemeinschaft werden?

Das ist schwierig. Wenn ich mit meinen Jugendlichen rede, sagen sie mir: Du erzählst immer, früher sei vieles besser gewesen. Ich antworte dann: Heute ist zwar vieles anders – aber aus meiner Perspektive als 80jähriger nicht besser. Ich habe mich in Vals in verschiedene Ämter wählen lassen und das hat mir – neben der Post – viel Befriedigung gegeben. Mein Hobby ist Rechnungsrevisor in verschiedenen Vereinen und Genossenschaften. Ich machte und mache diese Aufgabe im Dienst einer funktionierenden Gemeinschaft. Es hat mir immer gut getan, gefragt zu sein. Es hiess immer wieder, du bist Pöstler ge-

wesen und du musst das können. Vielleicht auch deshalb, weil wir uns als Postangestellte gewissen geheimen Verpflichtungen unterziehen mussten.

Jugendliche machen nicht mehr in den Vereinen mit, sie wollen sich nicht binden lassen. Sie verschwinden lieber hinter dem Computer. Diese Medien, Radio, Computer, Internet ..., haben zwei Seiten: Man kann einerseits viel lernen und profitieren, andererseits machen sie süchtig und einsam. Sie verändern das Verhalten von Kindern und Jugendlichen. Es macht das Ganze anders, aber nicht besser!